

Erfolg mit Brustoperationen

Wie eine Klinik durch Spezialisierung Gewinn erwirtschaftet, während andere Hospitäler über die Finanznot klagen

Von Nina von Hardenberg

Hamburg – Timm Schlotfeldt greift nach einem Bleistift und zeichnet mit schnellen Strichen eine Frauenbrust auf ein Stück Papier. Erst eine gebogene vertikale Linie, die die Taille der Frau andeutet, darüber die Brustunterkante, zum Schluss einen Punkt für die Brustwarze. Dann lässt sich der 53-Jährige in seinen ledernen Drehstuhl fallen und betrachtet sein Werk. Es ist das Logo seiner Praxis, das er selbst entworfen hat und immer noch gerne zeichnet. Brüste sind sein Handwerk.

Schlotfeldt ist Gynäkologe und Chirurg und hat sich auf die Behandlung von Brustkrebs spezialisiert. Doch wenn er an seinem Designer-Schreibtisch vor dem Flachbildschirm sitzt und von dem neuen Logo seines Brustkrebszentrums schwärmt, könnte man ihn auch für einen Werbefachmann oder für einen Verkäufer halten – und wahrscheinlich würde er nicht einmal widersprechen. Denn das Geschäft mit den Brüsten hat den Arzt auch zu einem Unternehmer gemacht. Er hat das Jerusalem-Krankenhaus, in dem er seine Patienten behandelt, gemeinsam mit zwei Kollegen und einem Kaufmann erworben.

Während bundesweit am Dienstag Kliniken mit Protestaktionen auf die Finanznot ihrer Häuser aufmerksam machten, ist das Jerusalem im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel ein Beispiel für einen gegenläufigen Trend: Das kleine Diakoniekrankenhaus war jahrelang defizitär, bis die drei Ärzte beschlossen, es zu kaufen und in eine Spezialklinik zu verwandeln – sie schafften damit den Weg in die schwarzen Zahlen. Es gefällt den Hamburgern, dass sich hier kein ausbeuterischer Klinikkonzern einkaufte, sondern Ärzte, die einfach ihre Arbeit machen wollten. Doch das Jerusalem ist mehr als ein Liebhaber-Projekt. Es zeigt einen Trend, der vielerorts zu beobachten ist: Die Spezialisierung ganzer Häuser auf einzelne lukrative Behandlungen.

Das Erfolgsgeheimnis der Ärzte heißt Mammakarzinom, Brustkrebs. Schlot-



Ärzte und Unternehmer: Timm Schlotfeldt (links) und Eckhard Goepel haben das Jerusalem-Krankenhaus in Hamburg gekauft.
Foto: Stefan Malzkorn

feldt und seine zwei Kollegen in der durchgestylten Gemeinschaftspraxis verbindet eine eigenwillige Leidenschaft für die Behandlung dieser speziellen Krebsart. Etwa 700 Brüste operieren die drei Ärzte des Mammazentrums Hamburgs zusammen im Jahr – mehr als jede andere Klinik in Hamburg. Jede dritte Brustkrebspatientin der Hansestadt kommt zu ihnen. „Uns reizt die Ästhetik der Perfektion“, sagt Schlotfeldt.

Den Entschluss „nur noch Brüste zu machen“, wie Schlotfeldt sich ausdrückt, hatte der Arzt schon 1993, in einer Zeit, als er für seine Pläne noch ausgelacht wurde. Er arbeitete damals als Oberarzt am Uniklinikum Hamburg-Eppendorf, das sich mit der Behandlung von Brustkrebs einen Namen gemacht hatte. Als er seinem Chef erzählte, er wolle sich mit dieser Spezialisierung als gynäkologischer Chirurg niederlassen, erklärte ihn dieser für verrückt. „Damals herrschte die Meinung, dass Krebs an einer großen Klinik behandelt werden muss“, erklärt Schlotfeldt die Skepsis seines Chefs. Doch genau darauf hatte der Arzt keine Lust mehr. „Ich wollte raus aus dem System, aus den Diensten, aus der Abhängigkeit von Vorgaben der Klinikleitung“, sagt er. Er überredete seinen Internatsfreund Eckhard Goepel mit ihm zu gehen, obwohl dieser sich bereits habilitiert hatte.

Die beiden haben einen Nerv getroffen. Nicht nur Ärzte – auch Krebspatienten fühlen sich in den anonymen Großkliniken offenbar häufig nicht gut aufgehoben. Die Praxis der Gynäkologen befindet sich dagegen im obersten Stock des Jerusalem-Krankenhauses. Die Patienten können sich im selben Gebäude operieren lassen, in dem sie auch untersucht werden. Sie schätzen die intime Atmosphäre der Altbauvilla.

Die Spezialisierung der Praxis könnte auch das Erfolgsgeheimnis für die ganze Klinik werden. 120 Betten hat das Beleg-Krankenhaus. Einst brachten hier niedergelassene Orthopäden genauso ihre Patienten unter wie HNO-Ärzte und Kardiologen. Die neuen Besitzer wollen kei-

nen der bisherigen Mieter rauswerfen. Doch für die Zukunft haben sie andere Visionen. Die auf die Erkennung von Brustkrebs spezialisierte radiologische Praxis, die eine Zweigstelle im Haus eröffnen soll, gehört dazu und der Psychotherapeut im Erdgeschoss, der Krebspatienten auf Wunsch begleitet. Das sind noch Mosaiksteine. Doch die Ärzte beschreiben bereits selbstbewusst das ganze Bild: Das Haus wolle eine lückenlose Versorgung von der Brustkrebs-Diagnose bis zur Therapie und Nachbetreuung unter einem Dach anbieten.

Die Ärzte würden damit ein zentrales Anliegen der medizinischen Fachgesellschaften erfüllen. Diese fordern seit längerem ein Umdenken in den Kliniken: Abteilungen sollten sich nicht mehr primär nach Fächern aufgliedern, sondern nach Organen. Verschiedene Fachärzte würden dann ihr Wissen über ein Organ teilen. Für solche hochspezialisierte Organ-Zentren sprechen auch die Statistiken: So weisen Häuser, an denen besonders häufig der gleiche Eingriff gemacht wird, häufig bessere Behandlungsergebnisse auf.

Der Nachwuchs fehlt

Doch der Trend hat auch kritische Auswirkungen: So operieren die Eimsbütteler Ärzte inzwischen deutlich mehr Brustkrebsfälle als etwa die Uniklinik. Diese ist aber für die Lehre und damit für die Weitergabe des Wissens verantwortlich. Wichtige Forschungsprojekte finden dort statt. „Wenn immer mehr Spezialbereiche ausgegliedert werden, kann das für den Nachwuchs ein großes Problem werden“, sagt der Chefarzt der Gynäkologie an der Uniklinik, Fritz Jänicke. Eine ähnliche Entwicklung habe man vor einigen Jahren in der Reproduktionsmedizin erlebt, die fast nur noch in Privatkliniken stattfindet.

Schlotfeldt und seine Kollegen bilden bislang keine Ärzte aus, allerdings wollen sie nun damit beginnen. „Wir können nicht die meisten Patienten in Hamburg operieren und erwarten, dass von alleine ärztlicher Nachwuchs kommt“, sagt Schlotfeldt. Richtige Anfänger will er allerdings nicht bei sich haben. Sie würden wohl den Praxisablauf stören und damit vielleicht die Fallzahlen senken. Als Krankenhausbesitzer kann ihm das nicht mehr egal sein.